Nr. 219. **4. Jahrgang.**

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo" erscheint täglich, außer Montags.
Der **Abonnementspreis** beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 2616) ohne Bringegeld vierteljährlich ℳ 4,20; durch die Kolportöre wöchentlich 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: **Otto Stolten** in **Hamburg**.

Freitag, den 19. September 1890.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den **Arbeitsmarkt** und **Vermiethungsanzeigen** mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abds.), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaux.
Redaktion und Expedition: **Große Theaterstraße 44 in Hamburg.**

Der innere Friede.

○ Die deutsche Sozialdemokratie hat sich in Glaubenssachen durchaus tolerant verhalten. Indem sie in ihrem Programm erklärt, daß die Religion Privatsache sei, hält sie es wie der alte Fritz und läßt einen Jeden „nach seiner Façon" selig werden. Damit sind natürlich weder die katholischen noch die protestantischen Eiferer zufrieden, die in zudringlicher und lästiger Weise Jedermann mit ihren Dogmen behelligen zu müssen glauben. Sie greifen die Sozialdemokratie grade wegen ihrer Toleranz an und so ist auch auf dem belgischen Katholikentag für Sozialpolitik zu Lüttich mehrfach die Anklage erhoben worden, die Sozialdemokratie habe dem Arbeiter seinen inneren Frieden geraubt; die katholischen Priester aber seien berufen, ihm denselben wieder zu geben.

Die katholischen Agitatoren bilden sich ein, die Arbeiter müßten mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, wenn ihnen der religiöse Glaube fehle, und behaupten, dieser Glaube sei das beste Rüstzeug im Kampfe gegen die Noth des Daseins.

Dieser Ueberzeugung sind wir allerdings nicht. Es giebt eine Menge von Bezirken, wo die Arbeiter sehr gut katholisch sind und dennoch unter den schrecklichsten Verhältnissen leben müssen. Wir erinnern nur an Oberschlesien, wo jetzt wieder eine schreckliche Hungersnoth im Anzuge ist, oder an das gut katholische Irland, wo sich der gleiche Fall abspielt. Wir sind nicht der Meinung, daß irgend eine religiöse Ueberzeugung die Arbeiter dieser Länder wird vor dem Hungertyphus schützen können. Schon vor Jahren, als der Hungertyphus in Oberschlesien wüthete, war die Hauptsorge der katholischen Vertreter im preußischen Abgeordnetenhause, daß die Opfer der Hungerpest auch richtig mit den katholischen Sakramenten versehen würden, worauf ganz richtig erwidert wurde, daß es sich in einem solchen Falle nicht um Sterbesakramente, sondern um Lebensmittel handle.

Daß der religiöse Glaube, insonderheit auch der katholische, im Abnehmen begriffen ist, soll und kann nicht bestritten werden. Es ist dies einfach eine Folge der fortschreitenden Bildung. Die Wissenschaften werden popularisirt und dringen in die große Volksmasse ein. Dazu hat allerdings auch die Sozialdemokratie ein gutes Theil beigetragen, namentlich was die Verbreitung der Sozialökonomie und der Naturwissenschaften anbetrifft. Deshalb wird ihr aber, mit Ausnahme frommer Eiferer, Niemand einen Vorwurf machen wollen. In unserem Zeitalter erklärt bekanntlich die Mehrzahl der Gebildeten für sich die Religion für überflüssig, aber für die große Masse für nothwendig, weil diese doch einen Trost für ihr Elend haben müsse. Bekanntlich erklärte einst auch Robespierre in diesem Sinne den Atheismus für „aristokratisch".

Es mag ja sein, daß es Leute giebt, welchen der Glaube an religiöse Dogmen und die Hoffnung auf ein besseres Jenseits als Mittel dienen, die Noth des Lebens besser zu ertragen. Das wird aber nur bei Leuten der Fall sein, die in ihrem Leben nie von etwas Anderem gehört haben. In der ganzen menschlichen Natur aber wurzelt das Streben nach Besserung der Verhältnisse, ein Faktor, auf dem die ganze Kulturentwicklung beruht. Ohne diesen natürlichen Drang würden wir gar nicht vorwärts kommen, und wo er nicht vorhanden ist, da steht der Mensch auf einer durchaus unbefriedigenden Kulturstufe.

Die oberen Zehntausend, welche dem allgemeinen Fortschritt nichts von ihren Vorrechten abtreten wollen, erklären diesen Drang nach Besserung für „Begehrlichkeit" und die Kirche, die keinen Fortschritt wünscht, stellt ihm die „Entsagung" gegenüber. Beide Richtungen wollen den armen Mann durchaus zufrieden haben; sie wollen alle den Preis nicht zahlen, um den die Zufriedenheit leicht geschaffen werden könne, nämlich die Gewährleistung eines auskömmlichen Daseins. Um diesen Widerspruch kommt auch die katholische Kirche nicht herum, welche für die Erleichterung des Kampfes um's Dasein bis jetzt nur ihre kärgliche Mildthätigkeit aufzubieten hatte und erst widerwillig, um der Sozialdemokratie ihr Gebiet streitig zu machen, sich zu einigen schwächlichen „sozialen Reformen" in der Theorie entschlossen hat. Noch auf dem Kongreß zu Lüttich protestirten einige fanatische Missionsprediger heftig dagegen, daß die Kirche in die soziale Entwicklung durch Gesetze eingreifen wolle; sie müsse sich auf die Mildthätigkeit beschränken, sagten diese Propheten.

Der große und unaufhörliche Störenfried, welcher dem Menschen den „inneren Frieden" raubt, ist nicht die Sozialdemokratie, sondern der Magen, der alltäglich unerbittlich seine Forderungen stellt, die wenigstens bis zu einem gewissen Grade befriedigt werden müssen. Aus der Schwierigkeit für so viele Menschen unter den heutigen ökonomischen Zuständen die Anforderungen des Magens zu befriedigen, ist erst die Sozialdemokratie entstanden. Wer die Unzufriedenheit der Armuth anklagt, der muß auch die Natur anklagen, daß sie den Magen angewiesen hat, täglich seine Forderungen so unerbittlich zu stellen. Darauf läßt sich dann antworten, daß die Natur Vorsorge getroffen hat, dem Bedarf aller menschlichen Mägen vorläufig zu genügen, daß aber die Menschen durch ihre gesellschaftlichen Einrichtungen diese Vorsorge selber vereitelt haben.

Gewiß ist die soziale Frage keine Magenfrage allein; sie ist in eminentem Sinn eine Frage der Bildung, der Kultur und der Fortentwicklung des Menschen überhaupt. Aber die Magenfrage ist ein unerläßlicher Theil derselben. So lange der innere Störenfried, der Magen, nicht befriedigt werden kann, so wird ein innerer Friede nicht herzustellen sein, außer wo eine gewisse Stumpfheit und kein Verlangen nach besserem Loos vorhanden ist. Wo dies Verlangen erstickt wird, sei es nun durch dieses oder jenes Mittel, haben wir es mit einer Hemmung des Kulturfortschrittes zu thun.

In einer Gesellschaft, die dem Arbeiter Brot, Freiheit und Bildung gewährt, wird ihm der innere Friede nicht fehlen und er wird seine Befriedigung darin suchen, an die Vervollkommnung menschlicher Einrichtungen im Gesammtinteresse zu arbeiten. Wo ihm der nothwendige Lebensunterhalt vorenthalten wird, da geht ihm aller innere Friede verloren im Kampf mit der nagenden Sorge. Dafür aber klage man nicht den Sozialismus an, der ihm diesen Lebensunterhalt beschaffen will.

Von der Weltbühne.

Nicht nur in Sachsen, sondern auch in Preußen übt man bereits die **neue Praxis, ohne Sozialistengesetz** mit den Sozialdemokraten fertig zu werden, ein; wenigstens muß man dies daraus schließen, daß in Berlin am Dienstag Abend eine Versammlung auf Grund des allgemeinen Landrechts aufgelöst wurde. Dieser sonderbare Grund, bemerkt dazu die „Volksztg.", der die bekanntlich an kuriosen Beispielen schon überreiche Sammlung von polizeilichen Gründen zu Auflösungen von Versammlungen noch um ein kuriosestes vermehrt, erregt allgemeines Schütteln des Kopfes. Man spricht die Vermuthung aus, daß der überwachende Polizeibeamte nur das allgemeine Landesrecht (im Gegensatze zum Sozialistengesetze), also das preußische Vereinsgesetz gemeint haben kann, was eigentlich unmöglich sein sollte, aber bei der preußischen Polizei schließlich doch nicht unmöglich ist. Näher liegt die Vermuthung, daß § 10 Tit. 17 Theil II des Allgemeinen Landrechts hinfort zur Auflösung von Versammlungen benutzt werden soll. Namentlich uns liegt diese Vermuthung näher, da auf Grund dieses selben Paragraphen vor drei Jahren der Verkauf einer Nummer der „Volks-Zeitung" den hiesigen Zeitungsverkäufern von dem Polizeipräsidenten verboten wurde. Der famose Paragraph lautet:

Die nöthigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung und zur Abwendung der dem Publiko oder einzelnen Mitgliedern desselben bevorstehenden Gefahr zu treffen, ist das Amt der Polizei.

Das Verbot, welches die „Volks-Zeitung" auf Grund dieses Paragraphen betraf, wurde alsbald wieder aufgehoben; inzwischen hat aber leider das Oberverwaltungsgericht den Paragraphen, entgegen der bis dahin allgemein geltenden Annahme, für noch zu Recht bestehend anerkannt, und Herr Herrfurth hat ihn in seinem bekannten Erlasse zur polizeilichen Bekämpfung der Sozialdemokratie auch schon angezogen. Die erste Probe auf das Exempel ist in der That vielversprechend. Geht es so weiter, dann werden wir bald um die tröstliche Erfahrung reicher sein, daß dieser schöne Paragraph zehn Sozialistengesetze im Leibe hat.

Ueber die Veranlassung zur Auflösung der fraglichen Versammlung schreibt man dem „Berl. Volksbl.": „Die Zeit ist gekommen, wo die Kirche beginnt, unter die Sozialdemokratie zu gehen. Den Anfang machte die Kirche in Gestalt einiger „evangelischer Jünglinge" in der Versammlung in der Andreasstraße, welche „den Austritt aus der Landeskirche" zur Tagesordnung hatte. Der cand. theol. ev., welcher auserwählt war von seinen Glaubensgenossen, den sündigen Sozialdemokraten den Text zu lesen, schilderte das Christenthum in so glühenden Farben, daß häufig Rufe des Zweifels ertönten. Die Rufe wurden durch die „evangelischen Jünglinge" durch großen Lärm zu unterdrücken gesucht, welcher sich so steigerte, daß schließlich die Versammlung der polizeilichen Auflösung verfiel. Die Taktik, welche die Kirche zur Bekämpfung „sozialdemokratischer Irrlehren" einschlägt, hat sich bei diesem Debut klargestellt; sie lautet: Sprengung der sozialdemokratischen Versammlungen. Sowohl aus dem ganzen Verhalten der evangelischen Jünglinge, als auch aus einer Unterhaltung, welche einige derselben beim Hinausgehen führten, geht hervor, daß man die Sozialdemokratie dadurch zu bekämpfen suchen will, daß man ihre Versammlungen zur Auflösung bringt. Nun, so alt das Mittel ist, so alt sind auch die Gegenmittel. Bei späteren Versammlungen wird man eben jedem wilden Kirchendiener einen zahmen Sozialdemokraten zur Seite stellen, welcher verhindert, daß der religiöse Eifer in die Versammlung störenden Fanatismus ausartet. Interessant war es zu hören, wie die Polizei sich schon im Gebrauche der Waffen übt, welche nach Fall des Sozialistengesetzes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie dienen sollen. Die Auflösung erfolgte auf Grund des allgemeinen Landrechts. Die Unterhaltung der „evangelischen Jünglinge" endete immer mit dem Refrain: „Nun, wenigstens haben wir es zur Auflösung gebracht." Die Wiederholung wird ihnen verleidet werden."

Das nennt die Welt dann auch einen Kampf mit geistigen Waffen.

Die Angst vor der Sozialdemokratie verleiht ihren Gegnern Kourage zur — Selbsttäuschung. So auch dem nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Oechelhäuser. Der sagte kürzlich in einer Rede vor seinen Wählern:

„Die Welt wird nicht vor dem Sozialismus in den Staub sinken, sondern dieser sich, wohl oder übel, in die bestehende Weltordnung einfügen müssen, wie sehr die Führer auch jetzt den Mund voll nehmen und ihre Anhänger glauben machen wollen, daß die ganze Welt sich künftig um die Axe der Sozialdemokratie drehen werde. Man sollte überhaupt diese Vorgänge etwas gleichmüthiger betrachten."

Allerdings, die Welt wird nicht „in den Staub sinken" vor dem Sozialismus; aber der Sozialismus wird die Welt von dem Loose befreien, vor dem Unrechte im Staube zu liegen. Nicht wird der Sozialismus sich der bestehenden Weltordnung einfügen, sondern umgekehrt: die bestehende Weltordnung wird aufgehen im Sozialismus. Und daß die Welt sich thatsächlich um die Axe des Sozialismus nicht erst „künftig", sondern schon jetzt dreht, das scheint dem Herrn Oechelhäuser trotz seines „Gleichmuths" doch bewußt zu sein, denn in direktem Anschluß an jene Worte forderte er alle „Gutgesinnten" auf, im Kampfe gegen die von der Sozialdemokratie heraufbeschworenen „Gefahren" zusammenzustehen und die Arbeiter aus dieser „gefährlichen Genossenschaft" wieder zu befreien. Der beste Weg hierzu liege „sicherlich in dem ruhigen, konsequenten, auf jeden Dank verzichtenden Fortschreiten auf der Bahn der materiellen und sozialen Hebung des Arbeiterstandes und Erfüllung seiner berechtigten Forderungen; Gleiches gelte auch dem Handwerkerstand gegenüber, dem in mancher Beziehung geholfen werden müßte." —

Wir wissen ja, was der Herr Oechelhäuser und seine Freundschaft unter „berechtigten Forderungen der Arbeiter" verstehen, und wie sie bemüht sind, die „materielle und soziale Hebung des Arbeiterstandes" durch sogenannte „Wohlfahrtseinrichtungen" zu bewirken. Auf diesem „besten" Wege werden die Gegner der Sozialdemokratie schlechte Geschäfte machen.

Der papierne Feldzug gegen die Sozialdemokratie geht los. Im „Reichsboten" lesen wir: „Wir beabsichtigen, eine Anzahl Flugblätter über soziale Fragen herauszugeben, um allen Denen, welche zur Aufklärung der Arbeiter gegenüber der Verleitung durch die Sozialdemokratie etwas beitragen möchten, ein billiges, leicht zu verbreitendes Blatt in die Hand zu geben. Im ersten Flugblatt wird unser Leitartikel: „Die Arbeiter und die Religion" der letzten Sonntagsnummer des „Reichsboten" erscheinen. Das Flugblatt kostet 1 ₰." Wir fürchten, der Preis ist noch zu hoch für die zweite Auflage eines Reichsboten-Leitartikels. Wie wär's, wenn man jedem Abnehmer noch einen Pfennig zugäbe?

Die Gewerkschaftsorganisation in ihrem Verhältniß zur sozialdemokratischen Bewegung skizzirt die Wiener „Arbeiter-Ztg." treffend, indem sie schreibt:

„Die Gewerkschaftsorganisation hat eine doppelte Aufgabe: sie hat das Auge des Arbeiters daran zu gewöhnen, die Gegenwart zu erkennen und in die Zukunft zu blicken; sie hat ihn zum thätigen Kampfe für die Besserung seiner heutigen Lebensbedingungen zu erziehen und tüchtig zu machen. Unstreitig hat die Sozialdemokratie der Gewerkschaftsbewegung ihre nächsten Ziele bestimmt und ist unermüdlich thätig, ihr die nothwendigen Waffen zu erkämpfen. So wenig die Gewerkschaftsorganisation an sich mit der sozialdemokratischen Partei oder mit Politik überhaupt zu thun hat, so wenig ist es ein bloßer Zufall, daß in Oesterreich wie in Deutschland und neuerlich auch in England die Leiter der Gewerkschaftsbewegung tüchtige Sozialdemokraten sind. Die beste Gewerkschaft lehrt, wie wenig sich ihre letzten Ziele in der heutigen Gesellschaftsordnung verwirklichen lassen. Und der entschiedenste Sozialdemokrat lernt, daß er auf die Thätigkeit im Hier und Heute angewiesen ist, daß die Kampfbereitschaft des Proletariats nur zu erreichen ist zugleich mit der Hebung seiner geistigen und physischen Lebenshaltung."

Eine Anklage wegen Verrufserklärung ist gegen den Reichstagsabgeordneten Grillenberger beabsichtigt. Die „Fränkische Tagespost" in Nürnberg, deren Redaktör Grillenberger ist, berichtet darüber: Eine Einladung zum Herrn Untersuchungsrichter der Lorenzer Stadtseite erhielt gestern Morgens, damit „die Woche gut angeht", wieder einmal der verantwortliche Redaktör dieses Blattes, Reichstagsabgeordneter Grillenberger. Der „Betreff" lautete: „Anklage wegen Verrufserklärung". Der Eingeladene war der Meinung, daß er als Auskunftsperson über das neueste brutale Vorgehen einer gewissen Klique von Holzindustriellen gegen die Eyßer'schen Bildhauer vernommen werden solle. Zu seiner großen Verwunderung mußte er aber hören, daß nicht die berufsmäßigen Hetzer und Verrufserklärer der Holzbranche angeklagt sind, sondern er selbst eine Anklage wegen dieses Vergehens erhalten soll, weil im Sprechsaal der Nr. 201 d. Bl. vom 28. August ein „Eingesandt" enthalten ist, in welchem in ganz sachlicher Weise das — Verhalten eines in der Richter'schen Lebkuchenfabrik beschäftigten Konditors oder Lebküchners Fendel veröffentlicht war! Grillenberger verweigerte zur Sache selbst, ebenso wie kürzlich in einer anderen Anklagesache, jede Aussage, da nach Art. 31 der Reichsverfassung z. Z. eine Untersuchung gegen ihn nur mit Zustimmung des Reichstags eingeleitet werden kann. Das Oberlandesgericht München hat zwar in der anderen Sache die wunderbare Entscheidung gefällt, die Bestimmung des genannten Verfassungsartikels finde bei der gegenwärtigen Vertagung des Reichstags keine Anwendung auf die Abgeordneten (!!), damit wird aber an der konstanten Praxis des Reichstags und an dem Umstand, daß nur Eine Instanz im Reich, nämlich der Reichstag selbst, nicht aber irgend ein Gerichtshof die Verfassung in solchen Fällen zu interpretiren hat, gar nichts geändert und Grillenberger hat deshalb erklärt, daß er, so bald die Staatsanwaltschaft ein weiteres Vorgehen belieben sollte, den Schutz des Reichstagspräsidiums und beziehungsweise des Reichskanzleramts anrufen werde.

Das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden in Preußen erfährt eine eigenartige Beleuchtung durch die Vorgänge bei der Bürgermeisterwahl in Danzig. Dem Vorsitzenden der dortigen Stadtverordnetenversammlung ist ein Schreiben des Bezirksausschusses zugegangen, wonach der Bezirksausschuß den von der Stadtverordnetenversammlung einstimmig gefaßten Beschluß, das vor 28 Jahren auf ℳ. 12 000 festgesetzte Gehalt jetzt auf ℳ. 15 000 zu normiren, vorläufig beanstandet, und eine weitere Begründung desselben, sowie angeblich Erwägung darüber verlangt wird, ob nicht die hiesige Oberbürgermeisterstelle durch öffentliche Ausschreibung billiger zu besetzen sei. — Woraus besteht der Bezirksausschuß? Aus dem Regierungspräsidenten v. Heppe, aus zwei sonstigen, von dem Präsidenten abhängigen Regierungsbeamten und vier von dem Provinzialausschuß gewählten Personen, darunter drei Rittergutsbesitzern und einem Stadtrath. Daß ein derartig zusammengesetztes Kollegium sich sogar in die Fragen der Gehaltsfestsetzungen für die Bürgermeister einer großen Stadt derartig einmischen darf, zeigt, daß es mit der Selbstverwaltung doch noch recht windig bestellt ist. Die Stadtverordnetenversammlung hat sich vorläufig jedoch durch die Beanstandung des Bezirksausschusses nicht imponiren lassen und ihren Beschluß aufrecht erhalten. Was nun werden wird, läßt sich noch nicht sagen.

Das Steigen der Fleischpreise, namentlich im Monat August, wird jetzt auch durch die Tabellen der Statistischen Korrespondenz bestätigt. Danach betrugen die Durchschnittspreise an den verschiedenen Marktorten für 1 Kilogramm:

	Rind-,	Schweine-,	Kalb-,	Hammelfleisch
Juni	125 Pf.	141	122	127
Juli	128 „	142	123	127
August	132 „	146	127	132

Für Berlin sind die Preise noch viel bedeutender gestiegen:

	Rind-,	Schweine-,	Kalb-,	Hammelfleisch
Juni	124	138	133	134
Juli	127	144	133	135
August	135	150	148	143

Auch Sozialreform? — Aus Köln wird berichtet, daß auch dort junge Mädchen, vorzugsweise Beamtentöchter, im Telephon-Dienste angestellt werden sollen, wie auch hier in Hamburg bereits solche Versuche gemacht sind. An einem Ueberangebot wird es nicht fehlen; es giebt ja ungezählte Frauen und Mädchen, die froh sein würden, solch' eine Anstellung zu erhalten — zumal unter den Beamtentöchtern, deren Standesdünkel es nicht erlaubt, sich mit der „gewöhnlichen Arbeiterin" auf eine Stufe zu stellen. Wir können nach Lage der Dinge nichts dagegen einwenden, wenn Frauen eine ihrer Würde und ihrer körperlichen Konstitution entsprechende Berufsthätigkeit ausüben, vorausgesetzt, daß dieselbe nicht dazu mißbraucht wird, das Arbeitseinkommen des Mannes zu drücken. Aber Frauen als Fernsprechbeamte zu benutzen, ist doch ein recht unglücklicher Gedanke. Denn dieser Beruf erfordert für den, der ihn nur einige Jahre üben will, eiserne Nerven und kerngesunde Lunge. Er ist so nervenzerrüttend, daß selbst der gesundeste Mann ihn kaum länger als 6—7 Jahre üben kann. In Berlin ist erst kürzlich ein Fernsprechbeamter nach kaum dreijähriger Berufsthätigkeit in Folge derselben irrsinnig geworden. Und nun sollen gar junge Mädchen diesen Beruf ergreifen; man will damit Beamtentöchtern eine „Existenz" bieten, faßt also die Neuerung als ein Stück „Sozialreform" auf. Wir bedauern die Unglücklichen, die dieser Reform zum Opfer fallen.

Gegenüber der bevorstehenden Erhöhung der Weinzölle in Amerika hat sich der in diesen Tagen in Worms versammelte XII. deutsche Weinbaukongreß mit einer Eingabe an den Reichskanzler v. Caprivi gewandt, in welcher unter Hinweis darauf, daß diese Weinzollerhöhung als Gegenmaßregel gegen das Verbot von amerikanischem Schweinefleisch und Schmalz beabsichtigt wird, das Präsidium des deutschen Weinbauvereins die Bitte an den Reichskanzler richtet, in Erwägung ziehen zu wollen, ob der dem deutschen Weinhandel drohenden Gefahr nicht im Wege der Verhandlung vorgebeugt werden könnte. Die deutsche Weinausfuhr würde, wie in der Eingabe des Näheren dargelegt ist, durch die geplante Zollerhöhung auf das Allerempfindlichste getroffen werden. Nach der vom Senat beschlossenen Tarifirung soll der bereits sehr hohe Eingangszoll auf stille Weine um 50 pZt., auf Schaumwein um 45 pZt. erhöht werden, so daß der Zoll 85 ₰ per Flasche und 70 ₰ per Liter stillen und ℳ. 3,77 per Flasche Schaumweins betragen würde. Grade für deutsche Weine macht sich diese Erhöhung besonders fühlbar, weil aus Deutschland hauptsächlich billigere Sorten ausgeführt werden.

Das Verhalten der amerikanischen Schutzzöllner ist für deren deutsche Gesinnungsgenossen recht lehrreich, wenn sie die Lehre nur verstehen. Ihr eignes Antlitz schaut ihnen dort wie aus einem Spiegel entgegen, und mancher dürfte an diesem Bilde keine Freude haben. Die Amerikaner leisten Europa und speziell Deutschland einen großen Dienst durch ihr Verhalten, indem sie das öffentliche Gewissen anregen, zu verhindern, daß ferner, sowohl bei zollpolitischen wie sozialpolitischen Maßnahmen, nicht nur auf das Sonderinteresse kleiner Unternehmergruppen Rücksicht genommen wird, wie es in Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt Mode geworden war.

Ein trauriges soziales Bild wird enthüllt in einem Aufsatze der „Statistischen Korrespondenz" über die Selbstmorde von Schülern, welche in Preußen während des sechsjährigen Zeitraums von 1883 bis 1888 stattgefunden haben. Ihre Zahl beläuft sich auf 289. Von den Schülern, welche Hand an sich legten, waren Knaben und Jünglinge 240, Mädchen 49; höheren Lehranstalten gehörten an 80, niederen 209. Bei 70 vom Hundert dieser Selbstmorde konnte man die Ursachen mit einiger Sicherheit feststellen. Es legten Hand an sich:

aus folgenden Beweggründen:	Schüler höherer Lehranstalten männl.	weibl.	niederer Lehranstalten männl.	weibl.
aus Furcht vor dem Examen, wegen nicht bestandenen Examens und nicht erfolgter Versetzung	15	—	1	—
aus sonstigen mit dem Schulbesuch zusammenhängenden Gründen	5	—	8	1
wegen Zerwürfnisses mit Eltern bezw. Lehrern.	2	—	—	—
wegen gekränkten Ehrgeizes.	11	—	7	1
aus Furcht vor Strafe	1	1	45	23
wegen harter bezw. unwürdiger Behandlung seitens der Eltern bezw. anderer Personen	1	—	9	3
aus Aerger, Zorn, Mißmuth, Trotz	2	—	6	—
wegen Geisteskrankheit, Schwermuth	11	1	12	2
„ körperlicher Leiden ...	1	—	1	1
„ religiöser Schwärmerei	—	—	1	1
„ unglücklicher Liebe ...	4	1	—	—
„ sittlicher Verwahrlosung	1	—	5	1
„ Lebensüberdrusses	5	—	—	1
aus Spielerei	—	—	7	—
wegen sonstiger Gründe	3	—	2	—
aus unbekannter Veranlassung	15	—	59	12
Zusammen:	77	3	163	46

Auffällig ist, daß bei den Schülern niederer Lehranstalten die Zahl derjenigen Selbstmorde, welche aus Furcht vor Strafe begangen wurden, die übrigen bei weitem überragt; haben doch von den jungen Selbstmörderinnen niederer Schulen nicht weniger als 50 pZt. aus dieser Ursache ihrem Leben ein Ende gemacht!

Diese betrübenden Zahlen lassen erkennen, in welchem Maße die soziale Korruption schon die Jugend beeinflußt und wie sehr die Erziehung in Schule und Haus oft eine falsche oder schlechte ist.

Weder Glück noch Stern.

Eine Hamburger Hofgeschichte von Franz Laufkötter.

(5. Fortsetzung.)

„Jetzt bin ich bei Dir, Paula, wie Du es gewollt hast. Aber ob ich recht daran gethan — der Gedanke fällt mir immer von Neuem wieder auf die Seele. Denke nur, Du Gute, in welche Lage wir gerathen sind." — Er faßte ihre beiden Hände und blickte ihr tiefsinnig in's Auge. — „Wie soll dies Alles enden, was soll aus uns Beiden werden? . . . Wenn ich nur etwas Rechtes gelernt hätte! Grade jetzt, da ich Dich liebe und Dir so gern ein freundliches Heim bieten möchte, jetzt erst bedauere ich es doppelt, daß ich nichts gelernt habe, daß meine Jugend werthlos, mein Leben ein verfehltes ist."

„Erzähle mir von Deiner Jugend, Robert," bat Paula, um ihn von seinen trüben Gedanken abzulenken.

„Nicht heute, Paula, nicht heute! Später einmal, wenn wir ruhiger in die Zukunft blicken können, will ich Dich zurückführen in meine Kinderzeit, und Du sollst erkennen und verstehen, wie und warum ich das geworden bin, was ich bin. Laß uns heute lieber überlegen, was ich beginnen soll."

„Was für Absichten hast Du, Robert? Hast Du Dir bereits Pläne gemacht?" — Sie sah ihm vertrauensvoll in die Augen.

„Von früh auf liebte ich die Musik," entgegnete er, „und habe mehrere Jahre Unterricht im Klavier- und Geigespiel genossen. Aber ich habe nicht viel davon abgebracht, ich bin ein Stümper geblieben."

„Gott bewahre!" rief Paula entrüstet. „Du ein Stümper? Ich verstehe nicht viel von der Musik, aber das muß ich gestehen, so wie Du zu spielen verstehst, habe ich noch nie spielen gehört. Wie oft habe ich hier in meiner Stube gesessen und den Klängen Deiner Musik gelauscht. Bald hätte ich weinen mögen vor schmerzlichem Weh, bald laut aufjauchzen in heller Lust, bald zürnten und grollten die Töne, bald scherzten und schmeichelten sie . . . . Ich habe immer gemeint, so wie Du könnte Niemand spielen."

Ihre Augen leuchteten, als sie dies sagte.

„Paula, Paula, Du willst mich eitel machen!" Ein leises Lächeln glitt über sein Gesicht. „Ich kann ja spielen, das fühle ich in mir. Aber was mir fehlt, das ist die Aus- und Durchbildung, die Schule, wie man es nennt . . . . ‚Er hat keine Schule', haben schon Manche gesagt, die mich spielen hörten. ‚Schade um das Talent', haben Andere hinzugefügt."

„Aber Du spielst doch, daß die Musik zum Herzen geht und das — meine ich — ist der Zweck der Musik."

„Darin hast Du Recht, Paula. Die Musik soll die Herzen rühren."

„Dein Spiel rührt die Herzen, Robert . . . Und da will man Dir das Talent absprechen?"

„Jedes Talent bedarf einer Schulung und muß sich einer Schulung unterwerfen, will es Erfolg und Anerkennung erzielen. Siehe nur einen Kanarienvogel an! Auch in ihm schlummert ein Talent, die Gabe des Gesanges. Aber die Stimme muß geübt, geschult werden; er muß in des Züchters Hause einen förmlichen Kursus durchmachen, wie ein angehender Opernsänger. Sonst taugt er nicht und man nennt ihn einen Wildschläger. Oder betrachte ein Landmädchen, welches mit einer außergewöhnlichen Stimme begabt ist. In seinem engen Kreise wird das Talent verkümmern. Durch Zufall wird ein reicher Kunstfreund darauf aufmerksam, er löst es aus seinen beschränkten Verhältnissen los und läßt es ausbilden. Dann erst, nach langjähriger Schulung, wird der Name des Mädchens rühmend genannt werden in den Kreisen der Musikkenner. Du siehst also, Paula, Talent und Ausbildung zusammen machen den Künstler und letztere fehlt mir. Ich weiß es selbst am besten, wenn es mir auch noch Niemand gesagt hätte . ."

Er blickte düster vor sich nieder.

„Armer Schatz!" flüsterte sie und streichelte mit ihren weißen Händen zärtlich über seine Backen.

„Woher sollte ich auch die Schulung haben?" fuhr er nach einer Weile, wie nachsinnend, fort. „Ich bin selbst nicht ganz ohne Schuld, aber die meiste Schuld daran tragen doch die unglücklichen Verhältnisse, in denen ich aufwuchs. Ja, hätte ich geregelten Unterricht genossen, so wäre es wohl anders mit mir gekommen. Mein Lehrer, der mich unterrichtete — aus reiner Gefälligkeit that er es, Paula, niemals hat er einen Pfennig dafür bekommen — mein Lehrer hatte selbst keine Schule. Er war ein genialer Mensch, ein Musiker von der Fußsohle bis zum Scheitel, ein Künstler von Gottes Gnaden, aber er war — verzeihe es mir, Paula, wenn ich undankbar scheine, — er war heruntergekommen, ein verbummeltes Genie nannte er sich selbst mit Vorliebe. Er stammte aus einer guten Familie, war aber durch fremde und eigene Schuld verwahrlost und fristete sein Leben, indem er schlecht bezahlte Musikstunden ertheilte. Es ging ihm jämmerlich genug und höchst kümmerlich schlug er sich durch. Und was noch schlimmer war, er fröhnte dem Trunke und verlor in Folge dessen nach und nach die wenigen Unterrichtsstunden, die er ertheilte. Mich hatte er in sein Herz geschlossen und mit rührender Zärtlichkeit nahm er sich meiner an. Wenn wir zusammen vor seinem alten Klavier saßen und er mich mit begeisternden Worten in das Reich der Töne einführte, glaube mir, Paula, das waren meine glücklichsten Stunden, an sie denke ich mit leuchtendem Auge noch heute zurück. So hat doch, Gott sei's gedankt, jeder Mensch einige lichte Punkte in seinem Dasein, welcher er sich freudigen und dankbaren Herzens jeder Zeit gern erinnert. Diese Musikstunden sind die Lichtblicke meiner Jugendzeit, die sonst düster genug ist. Welche Töne wußte er dem alten Instrumente zu entlocken, ihn hättest Du spielen hören müssen, Paula! Seine Augen leuchteten und helle Zähren rannen ihm die Wange herab. Ich saß während seines Spieles in einer Ecke des Zimmers, hielt beide Hände vor's Gesicht und schluchzte vor ungekannter Wonne und ungekanntem Leid Dann sprang er plötzlich auf, hüpfte mit mir wie wahnsinnig im ärmlichen Stübchen umher und rief in einer Art Verzückung: ‚Wie schön ist's doch, mein Junge, ein Genie zu sein, wenn schon ein verbummeltes! Wie bin ich doch glücklich, so glücklich wie es tausend und abertausend Pfahlbürger- und Philisterseelen niemals zu werden im Stande sind.' — Er lachte und weinte in wirrem Durcheinander. ‚Ist es nicht, als ob man die Engel im Himmel singen und zwitschern hörte, Junge, die kleinen Englein mit den Flügeln, aus Mondlicht gewebt, und dem Goldhaar aus Sonnenstrahlen, von denen mir meine gute Mutter so viel erzählte, wenn sie ihren kleinen Wildfang in den Schlaf wiegte!' Nach einer Weile verrauchte die Begeisterung und das Bewußtsein seiner erbärmlichen Lage übermannte ihn. ‚Unsinn, murmelte er, wie aus einem Traume erwachend. ‚Sei vernünftig! haben mir Eltern und Lehrer immer zugerufen, ob auch immer vergebens. Ja, Robert, wenn ich vernünftig gewesen wäre und die Philisterweisheit in mich gesogen hätte, wie ein Schwamm das Wasser, so wäre ich jetzt besser daran. Ich säße wohl in einer feinen Wohnung mit Plüschmöbel und Damastvorhängen, mit Oelgemälden an den Wänden und Krystallvasen auf den Gesimsen — weißt Du, was das ist, Robert? — Meine Frau säße an meiner Seite und meine Kinder . . . br! . . . es ist wirklich kalt in meiner Bude.' Dann trieb er mich an's Klavier und ich spielte. Planlos und ohne Auswahl, was mir unter die Finger kam, was ich draußen von einer Drehorgel oder einem Trupp Straßenmusikanten gehört hatte. ‚Ich habe Freude an Dir, Robert,' sagte er, wohlgefällig lächelnd. ‚Du hast Anlage zu einem Genie, ich glaube sogar zu einem verbummelten. Aber gieb lieber das Spielen dran und lerne ein Handwerk, es ist besser für Dich. Genie zu sein ist eine verteufelt brotlose Kunst. Doch ich fürchte, ich fürchte . . . Der Jünger ist nicht über den Meister, heißt es in der Bibel . . . Junge, Junge, sei vernünftig!'

Aber ich war nicht vernünftig, Paula. Der Mann übte einen dämonischen Einfluß auf mich aus, mit Teufelskrallen zog es mich zur Musik hin und ließ mich nicht wieder los . . . . . Hätte ich nur ein Handwerk gelernt, Paula!"

Er machte eine Pause. Erwartungsvoll sah Paula ihn an, mit Spannung hing ihr Auge an seinen Lippen.

„Eines Tages war mein Lehrer todt, man fand ihn Morgens kalt und todt in seinem Bette. Elend, Noth, Hunger und — der Branntwein waren seine Todtengräber gewesen . . . . Ich hatte nun Niemanden mehr, der mich unterwies, auf eigene Hand betrieb ich jetzt die Musik. Meine einzige Freude war es, wenn ich stundenlang vor dem alten Klavier sitzen konnte, welches meine Pflegemutter aus dem Nachlasse meines Lehrers erworben, oder wenn ich mit meiner Geige fiedelnd im Zimmer auf und abschritt . . . Eine Gottesgabe ist die Musik, fürwahr, und dennoch, wenn ich in einsamen Stunden mein zweckloses Dasein überdenke, so fällt es mir schwer auf die Seele, daß ich Nichts weiter gelernt habe als zu klimpern und zu fiedeln. Oftmals ergreift mich ein Grauen, wenn ich an meinen todten Lehrer und seine Worte denke . . . Paula, Paula, rette Du mich, laß mich nicht werden, was er geworden!"

Krampfhaft, wie in wilden Fieberphantasieen, klammerte er sich an sie an.

„Robert!" Wie weich, wie zärtlich klingt doch diese Stimme und wie sanft streicheln die durchsichtig-weißen Hände seinen Scheitel. „Sei ruhig, Robert, und bekümmere Dich nicht, es wird Alles gut werden. Du wirst eine Existenz finden, wie sie Deinen Fähigkeiten entspricht. Es müßte ja merkwürdig hergehen in dieser großen, weiten Gotteswelt, wenn ein Mensch, der das redliche Bestreben hat, zu arbeiten, untergehen müßte. Sei ohne Sorgen, mein Schatz, und blicke hoffend in die Zukunft. Vorläufig bist Du noch gut aufgehoben, einige Nothgroschen habe ich mir erspart und bis die zu Ende sind, wird sich Dir längst etwas geboten haben, wenn Du Dich darum bemühst."

„An mir soll es nicht fehlen, Paula. Ich werde nach Arbeit gehen, so lange mich meine Füße tragen können. Keine Arbeit soll mir zu niedrig, keine Mühe zu groß sein. Morgen, beim Tagesgrauen, will ich aufbrechen und die Straßen durcheilen. Kein Weg soll mir zu weit, keine Treppe zu steil sein."

(Fortsetzung folgt.)